



Foto: iStockfoto

Ausbildungswege in der Sozialen Arbeit

Bachelor und Master

Das Studium der Sozialen Arbeit hat sich verändert. Die Studienreform, die im Zuge des sogenannten Bolognaprozesses an allen Hochschulen in Deutschland – und letztlich in allen 47 europäischen Staaten, die an dem Prozess teilnehmen – auf den Weg gebracht worden ist, hat neue Abschlüsse beschert – Bachelor und Master – und hat den Studienverlauf modularisiert.

Insofern sind die Veränderungen greifbar. Fakt ist: Das Diplomstudium der Sozialen Arbeit an Fachhochschulen, 1971 mit der Gründung der Fachhochschulen in Deutschland eingeführt und als Ausbildungsweg in den Sozialarbeitsberuf längst etabliert, wird nicht mehr angeboten. An seine Stelle ist ein Bachelorstudium getreten, das sich auch nicht mehr nach Fächern oder Studienbereichen gliedert und ausgestaltet, sondern Module konfiguriert, die dann im Studium nach dem Baukastenprinzip zu einem Ganzen gefügt werden.

Das Baukastenprinzip

Die Modulstruktur prägt also das Studium. Sie stellt zwei Ansprüche an Hochschulen und Studierende, die ebenfalls neu sind: Der erste ist, dass Inhalte, die über die Module gelehrt und gelernt werden, nicht nur zu ausweisbarem Wissen, sondern auch zu gleichermaßen ausweisbarem Können führen sollen. Man mag einwenden, dass ein Studium immer schon Fertigkeiten hervorgebracht hat und ein Fachhochschulstudium immer schon über einen klaren Praxisbezug verfügte; was im Bolognaprozess aber neu akzentuiert wird, ist

der Ausweis von Kompetenzen als Lernziele. Wenn also bestimmte Lehrinhalte studiert werden, soll das im Geist des Bolognaprozesses so möglich sein, dass im Lernen ein ausgewiesenes Können generiert wird.

Der zweite Anspruch ist, über die Module das Studium auch zu quantifizieren. Dazu werden, neben den benoteten Prüfungsleistungen, in Modulen zusätzlich Leistungspunkte – Credit Points (CP) – erworben, die sich nach dem Zeitaufwand richten, den Studierende für ein Modul jeweils aufbringen müssen. Sie sind in Verbindung mit einem umfassenden Punkte-Transfersystem zu sehen, das den Wechsel des Studienorts, auch in ein anderes europäisches Land, erleichtern soll. Das European Credit Transfer System (ECTS) soll es dabei speziell ermöglichen, passende Module des Baukastenstudiums an anderen europäischen Hochschulen zu studieren. Konkret heißt das: Wer ein Semester im Ausland studiert und dann an seine Hochschule zurückkehrt, sollte von dort Modulpäckchen, bemessen nach erworbenen CP, mitbringen können, die dann als Studienleistungen anerkannt werden. Da Modulprofile aber nicht gleich sind, stößt die Umsetzung hier auf Probleme. Die Politik hat inzwischen

mit der Empfehlung an die Hochschulen reagiert, auswärts erworbene Studienleistungen großzügiger anzuerkennen.

Soziale Arbeit ist vielfältig

Für die Soziale Arbeit stellt das eine besondere Herausforderung dar. Anders als bei vielen technischen und anderen wissenschaftlichen Studiengängen ist ihr Studium an nationalen Besonderheiten ausgerichtet. Rechtliche Rahmenbedingungen und die nationale Verwaltungspraxis prägen das berufliche Handeln. Hinzu kommt, dass es in Deutschland selbst auch regionale Unterschiede im Verständnis oder in der Auslegung sozialarbeiterischer Bedarfe gibt. Das reicht bis in die Konzepte des Sozialarbeitsstudiums hinein. War beispielsweise in Bayern ein Studium der Sozialen Arbeit immer schon integrativ angelegt und auf das Sozialwesen so bezogen, dass Sozialarbeit, Sozialpädagogik und nicht zuletzt Heilpädagogik einbezogen werden konnten, so hatten andere Bundesländer, etwa Baden-Württemberg, dazu eigene Studiengänge angelegt. Der Bolognaprozess sollte zwar einerseits strukturell vereinheitlichen und zusammenführen; andererseits hat er neue Perspektiven genau zu solcher Ausdifferenzierung spezifischer Studiengänge eröffnet, ja geradezu Anstöße dazu gegeben. Die Ausbildungslandschaft in Deutschland ist dadurch eher noch komplexer geworden.

Bachelor- und Masterabschlüsse

Um die geschehene Veränderung des Studiums und insbesondere des Studiums der Sozialen Arbeit vollständig zu erfassen, muss man nun weiterhin sehen, dass in der Bologna-Diktion das Bachelorstudium zwar einen ersten berufsqualifizierenden Studienabschluss bietet, aber auch in einem anschließenden Masterstudium fortgeführt werden kann. Das erst ist der vollständige neue Rahmen des Hochschulstudiums in Deutschland und in Europa. Der Rahmen umfasst ein Maximum von 300 zu erwerbenden Credit Points (CP), die ein Masterabschluss voraussetzt. Module sind so zugeschnitten und über die Semester verteilt, dass in jedem Semester gleichmäßig 30 CP erreichbar sind, immer gedacht als Maß für die Arbeitsleistung nach Zeitaufwand. Für einen CP werden 25 bis 30 Arbeitsstunden veranschlagt, die fürs Studium zu erbringen sind (Präsenz- und Selbststudium). Ein Masterabschluss erfolgt auf diese Weise in der Regel nach 10 Semestern. Auf das Studium der Sozialen Arbeit bezogen heißt das aber, dass es sich im Kontext von Bachelor und Master neu definieren musste. Das bisherige 8-semestrige Diplomstudium in die Bologna-Strukturen zu überführen, hieß zunächst und grundsätzlich, zu einem passenden Verständnis dieser Strukturen zu gelangen.

Hier ist es wichtig zu sehen, dass Universitäten und Fachhochschulen unterschiedlich betroffen sind. Erstere formten ihre Diplom- und Magisterabschlüsse zu Masterabschlüssen um und schufen mit dem Bachelor einen früheren und neuen berufsqualifizierenden Abschluss. Das war im Bolognaprozess so angelegt. Fachhochschulen aber blieb wegen der immer schon kürzeren Studiendauer nur der Weg, ihre Diplomabschlüsse in Bachelorabschlüsse umzuformen. Bologna bot hier die Wahl, das Bachelorstudium auf 6, 7 oder 8 Semester hin anzulegen. Entsprechend länger oder kürzer würde ein anschließendes Masterstudium sein (4, 3 oder 2 Semester).

Qualität in Hochschule und Praxis erhöhen

Ein doppeltes Ziel haben die Fachhochschulen nun angestrebt: zum einen wollten sie vermeiden, dass durch ein zu knapp bemessenes Bachelorstudium die Qualität der bisherigen Diplomabschlüsse nicht mehr erreicht werden kann; zum anderen wollten sie sich die Chance nicht entgehen lassen, auch Masterabschlüsse anzubieten und so Anschluss auch an weiterführende universitäre Studienangebote (Promotion) zu erhalten. Gerade diese Perspektive war und ist für die Soziale Arbeit verlockend, knüpft sie doch an deren Selbstverständnis als Wissenschaft an. Allerdings wäre sie mit

einem zu knapp bemessenen Masterstudium wiederum nicht realisierbar gewesen. Das Ergebnis ist, dass sich die Fachhochschulen, die in Bayern für Soziale Arbeit ausbilden, dazu entschlossen haben, das Bachelorstudium mit sieben Semestern anzusetzen (210 CP). Hinzu kommen für die Soziale Arbeit noch weitgehend neue Masterangebote, die dann jeweils drei Semester umfassen.

Aus der Sicht eines Fachhochschullehrers, der beide Studiensysteme kennt, ist das Fazit nun, dass Bologna das Studium der Sozialen Arbeit verändert hat, dass es aber im Zuge der vorgenommenen Änderungen in Bayern – und so weit ich sehen kann auch darüber hinaus – gelungen ist, es zugleich aufzuwerten. Die Diskussion, die sich daran entzündet hat, dass ein Praxissemester „eingespart“ wurde, muss mit dem Ziel weitergeführt werden, die praktische Ausbildungsqualität zu halten. Dazu sind Hochschulen und Praxis unterwegs. Aber gelungen ist bereits, die Qualität der Theorieinhalte zu halten und zu festigen. Masterstudiengänge, die es nun für die Soziale Arbeit zusätzlich gibt und die Leitungs- und Forschungskompetenz generieren sollen, schaffen konkrete Perspektiven, den Beruf in allen Handlungsfeldern als Profession weiter voranzubringen.

*Prof. Dr. Thomas Schumacher,
Katholische Stiftungsfachhochschule
München*

Praxisanleitung in der Sozialen Arbeit – KJR als Praxisstelle für Bachelor-Student/innen

Einblicke in die praktische Arbeit gestalten

Im Rahmen der verschiedenen Praxisphasen gewinnen Studierende des Bachelorstudiengangs „Soziale Arbeit“ Einblick in die Arbeit des Kreisjugendring München-Stadt (KJR). Im Sommersemester 2009 und Wintersemester 2009/10 lernten insgesamt 17 Bachelor-Student/inn/en während ihres 22-wöchigen praktischen Studiensemesters die Berufspraxis in Einrichtungen des KJR kennen.

Die Praktika stellen für den KJR im Sinne einer mittel- und langfristigen Qualitätssicherung der eigenen Arbeit einen wichtigen Bestandteil bei der Ausbildung von Nachwuchskräften dar. Daher ist der KJR an der Beschäftigung von möglichst vielen Praktikant/inn/en aus dem Studiengang „Soziale Arbeit“ interessiert. Ein hochqualitatives Niveau ist dem KJR ein großes Anliegen. So sichert der KJR die qualitative Anleitung von Praktikant/inn/en durch die verpflichtende Teilnahme aller anleitenden Mitarbeiter/innen an einem Seminar zur Praxisanleitung. Ebenso wird eine eigens für Praktikant/inn/en konzipierte Fortbildung angeboten, in der sich die Praktikant/inn/en über Aufbau, Organisation und konzeptionelle pädagogische Festlegungen des KJR informieren können.



Praxisorientierung der Ausbildung

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Praxisämter/-referate an Hochschulen für Soziale Arbeit in der Bundesrepublik Deutschland (BAG) versteht unter Praxis „diejenigen berufspraktischen Ausbildungsphasen, die außerhalb der Hochschule in ausgewählten Feldern der Sozialen Arbeit mit einem unmittelbaren Handlungsbezug zur Klientel stattfinden und den angehenden Fachkräften exemplarisches Lernen ermöglichen“ und weist auf eine gemeinsame, aber geteilte Ausbildungsverantwortung von Hochschule und Berufspraxis hin.

Die Gesamtausbildung erfolgt an zwei unterschiedlichen Lernorten mit jeweils unterschiedlicher Systemrationalität und unterschiedlichen Sozialisationsaufgaben.

Für die Berufspraxis ergibt sich die Aufgabe, den angehenden Fachkräften geeignete Praxisfelder zur Verfügung zu stellen und angeleitete Erfahrungen zu ermöglichen.

Die Ausbildung orientiert sich an einem professionspezifischen Kompetenzerwerb, indem sie die angehenden Fachkräfte befähigt, die komplexen Problemlagen der Klienten wahrnehmen, analysieren und reflektieren zu können, angemessene Hand-

lungskonzepte zu erarbeiten und diese in die Praxis umzusetzen.

Bedeutung der berufspraktischen Ausbildungsphasen

Praktische Ausbildungsphasen sind wichtige Lernphasen und bieten Ausbildungsleistungen, die vom System Hochschule nicht erbracht werden können (vgl. Bernler/Johnsson):

- Sammlung praktischer Erfahrungen und Überprüfen der Studienmotivation und Berufseignung
- Berufliche Sozialisation durch Auseinandersetzung mit Werten, Normen und berufsethischen Grundsätzen
- Umsetzung von theoretisch vermitteltem Fachwissen in konkretes berufliches Handeln
- Kennenlernen professioneller Sichtweisen anhand realer Situationen und Reflexion von Auswirkungen sozialarbeiterischen Handelns
- Erfahren persönlicher Anteile innerhalb von Hilfeprozessen

Kompetenzerwerb und Lernziele in den berufspraktischen Ausbildungsphasen

In Anlehnung an Orth lassen sich Fach-, Methoden- und Sozialkompetenz als Schlüsselqualifikationen in der Sozialen Arbeit bestimmen. Die Berufspraxis schafft Felder, in denen die Schlüsselqualifikationen fachnah erprobt und weiter ausgebildet werden können. Für die praktischen Ausbildungsphasen ergeben sich die Förderung



der Berufskompetenz, die Entwicklung der Berufsidentität und Reflexionskompetenz als Lernziele. Dabei können diese Lernziele eine allgemeine Orientierung bei der Planung und Durchführung von Praktika bieten.

Die Studierenden sollen sich in den berufspraktischen Ausbildungsphasen mit eigenen Zielen, mit eigenen Vorstellungen zu ihren Lernwünschen, mit einer engagierten Haltung der Neugier und des Forschens und mit eigenen Handlungsanteilen einbringen können. Nur wenn die Studierenden ihre Wünsche und Erwartungen hinsichtlich des Verlaufs der Ausbildung artikulieren, kann mit der Organisation ein Ausgleich unterschiedlicher Erwartungen hergestellt sowie ein befriedigender und für das Studium nutzbringender Verlauf erreicht werden. Seitens der Praxisanleitung besteht eine Verpflichtung zur aktiven Anleitung, Begleitung und Reflexion.

Aufgaben der Berufspraxis

Von der Praxisstelle wird erwartet, dass sie die Praxistätigkeit als einen Teil der Ausbildung ansieht und die fachliche Anleitung als einen Beitrag zur Qualität der Ausbildung von künftigen Fachkräften der Sozialen Arbeit versteht.

Eine personell zugeordnete, fachlich qualifizierte Anleitung stellt eine elementare Bedingung für einen guten Verlauf der Ausbildung dar.

Die Studierenden sollen die Möglichkeit haben, innerhalb eines in Grenzen selbstverantwortlichen Arbeitskontakts mit Adressat/inn/en Sozialer Arbeit eigene berufliche Erfahrungen zu machen. Anleitung sollte somit eigenständiges Handeln fördern, aber gleichzeitig vor Überforderung schützen und die in den Handlungsvollzügen gemachten Erfahrungen einer Reflexion unterziehen.

Praxisanleitung als strukturierter Lernprozess

Die Praxisanleitung stellt hinsichtlich des Ausbildungserfolges ein zentrales Element dar. Die das Praktikum anleitende Fachkraft nimmt als direkte/r Ausbilder/in eine Schlüsselfunktion ein, bei der sie zugleich ein Rollenmodell für professionelles Handeln abgibt.

Praxisanleitung soll als ein Qualifizierungsprozess von angehenden Fachkräften der Sozialen Arbeit verstanden werden, der sich in einem konkreten beruflichen Handlungsfeld vollzieht und in dem die anleitende Fachkraft die Rolle der Ausbilderin / des Ausbilders mit einer lehrenden, einer beratenden und einer beurteilenden Funktion ausübt. Praxisanleitung ist nicht zu verwechseln mit Praxisberatung oder mit Supervision.

Praxisanleitung vollzieht sich auf drei Funktionsebenen:

In einer lehrenden Funktion vermittelt die anleitende Fachkraft Informationen und

Fachwissen. In einer beratenden Funktion finden Umsetzungshilfen in der Bewältigung konkreter Praxissituationen statt und die anleitende Fachkraft steht für die systematische Reflexion der gewonnenen Praxiserfahrungen zur Verfügung. In einer beurteilenden Funktion beschreibt und gewichtet die anleitende Fachkraft den Lernprozess der Studierenden und bewertet diesen im Hinblick auf die Zielsetzung des Praktikums.

Praxisanleitung umfasst die Planung, Reflexion, Auswertung und Beurteilung von praktischen Ausbildungsphasen und stellt eine spezielle berufliche Qualifikation dar, die von der anleitenden Fachkraft Motivation, Erfahrung und pädagogisches Geschick erfordert.

Kathrin Wölfl
Personalentwicklung, KJR

Literatur

- Bundesarbeitsgemeinschaft der Praxisämter/-referate an Hochschulen für Soziale Arbeit in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) 2006: Berufliche Qualifizierung in Studium und Praxis - Empfehlungen zur Praxisanleitung in der Sozialen Arbeit
- Bernler, Gunnar / Johnsson, Lisbeth (1995): Das Praktikum in sozialen Berufen. Ein systematisches Modell zur Anleitung. Weinheim / Basel.
- Orth, Helen (2004): Schlüsselqualifikationen an deutschen Hochschulen. Konzepte, Standpunkte und Perspektiven. Neuwied / Kriftel.



Von der Schwierigkeit der Verbindung von Theorie und Praxis ***Ist die Lehre praxistauglich?***

Wird in der Lehre praxistauglich ausgebildet? Diese Frage geistert schon so lange durch die Köpfe von Lehrkräften und Praktikern, wie es Ausbildungsstätten gibt. Und das mit gutem Recht. Denn wenn zielgebundenes Wissen an dem Ort, wo es effizient zum Einsatz kommen soll, nicht ankommt, dann verliert die Lehre ihre Legitimation und wird zum Selbstzweck.

In den Geisteswissenschaften besteht mitunter die Möglichkeit, eine nicht gelingende Praxis hinter Interpretationen zu verstecken. In der Mathematik bleibt eins und eins immer zwei – bis zum Gegenbeweis. Doch in der Pädagogik ist es schwierig, einen Beweis im Rahmen eines Ergebnisses anzubieten, da sich pädagogisches Handeln doch deutlicher im Prozess spiegelt, dem reflektierten Handlungsverlauf. Hier soll nun die Jugendarbeit als professionelles Tätigkeitsfeld auf dem Prüfstand stehen. Und die Frage, ob der Theorie-Praxis-Bezug für effiziente Ergebnisse steht. Ist das Tätigkeitsfeld überhaupt attraktiv? Und wenn nein, warum nicht?

Studierende der Sozialarbeit, nach Jugendarbeit befragt, haben hierzu erstaunliche Antworten parat. Einerseits wird das Gebiet als interessant und anspruchsvoll beschrieben, andererseits habe man aber auch vor der „wohl anstrengenden Auseinandersetzung“ mit der heutigen Jugend Respekt. Danach gefragt, um was es sich da handeln könnte, beschreiben die Antworten nicht wirklich die tatsächlichen Inhalte der bestehenden Praxis. Um das zu verstehen, muss man genauer in die Seminare, Vorlesungen und das generelle Verständnis von Lehre und Praxis-transfer an den Hochschulen eintauchen. Und den Umgang der Praxis mit der Lehre.

Es gibt Studierende, die es aufrichtig bedauern, die einzige Praxiserfahrung während dem Studium nur durch ein Praktikum machen zu können, das in der Dauer kaum so etwas zulässt wie die Nähe zu einer Klientel. Eine Studentin meinte, die „Ferne zur Klientel löst sich nie richtig auf.“

Ebenfalls wird nachdrücklich vermisst, dass Dozentinnen und Dozenten selbst die praktischen Erfahrungen gegen den mündlichen Vortrag der Praxis getauscht hätten.

Beim Praxisanleiter/innentag der Stiftungsfachhochschule bekannte ein Professor: „Die Verbindung zur Praxis ist uns ein großes Anliegen“. Eine Aussage, die gleich von der Nachrednerin wiederholt und bekräftigt wurde.

Nur, wie soll diese Verbindung aussehen? Studierende, in der Pause danach befragt, würden diese Verbindung durch ein Modell gewährleistet sehen, wonach nicht nur der Schulterschluss zwischen Lehrbetrieb und Praktikumsstelle stehen sollte, sondern ein regelmäßiges Pflichtpraktikum für die Lehr-



Das Foto wurde der DVD „Blickwinkel“, die der Deutsche Bundesjugendring im Rahmen von „Projekt P – misch dich ein“ produziert hat, entnommen. Foto: dieprojektoren agentur für gestaltung und präsentation

kräfte selbst. Das würde die Qualität der praxistauglichen Lehre wesentlich konkreter machen. Der an oben erwähntem Fachtag anwesende Referent Peter Buttner von der Fachhochschule München leitete Qualität aus den inhaltlichen Erwartungen ab und sprach somit von „Professionalisierungserwartungen“.

Der vorgestellte Qualitätsrahmen Soziale Arbeit (QRSArb) soll diese Fachlichkeit in einer allseits akzeptierten Qualifikation bündeln. „Wir entwickeln uns zu einer multiplen Welt der Qualifikationen“, so Buttner. An den Hochschulen selbst schon durch Diplom, Bachelor und Master gekennzeichnet. Und durch die Frage, welcher Abschluss der effizienteste am Arbeitsmarkt sein wird – auch im internationalen Vergleich. Die Anforderungsniveaus von Bildungsgängen innerhalb der europäischen Nationalstaaten sowie die Übersetzungsinstrumentarien von Abschlüssen und Qualifikationen sind aktuell alles andere als einheitlich. Und der Qualitätsbegriff ist in diesem Sinne weit davon entfernt, Konkretes über die Relevanz dieses Lernwissens für eine gelingende Praxis auszusagen.

Im Gespräch mit den Studierenden wird deutlich, wie unscharf die Überlegungen zur

Wertigkeit des eigenen Abschlusses gegenüber dem Arbeitsmarkt sind. Einige bemerken direkt, dass sie gar nicht daran denken, die Hochschule zu verlassen. Ihr Ziel ist das Zweitstudium und der Lehrauftrag. Aber schließt dieses Streben nicht wieder den unseligen Kreis vom praxisfernen Lehrkörper, dessen Theorievermittlung wiederum auf die Praxis vorbereiten soll – ohne sie wirklich zu kennen? Und es legt die traurige Tatsache offen, dass viele dem Arbeitsmarkt, für den sie eigentlich ausgebildet werden, letztendlich gar nicht mehr zur Verfügung stehen.

Ungeachtet eines möglichen Rahmens wie einem European Qualifications Framework (EQF) bleibt ein erstrebenswerter Qualitätszirkel aus Wissen, Verstehen und Können. Aus Kenntnissen, Fertigkeiten und Kompetenz. Aus Analyse, Bewertung und Planung. Aus Organisation, Durchführung und Evaluation.

Diese Qualitätszirkel sind ohne umfassendes Praxiswissen der Dozent/inn/en kaum vermittelbar. Hier schließt sich jedoch das Gegenstück, das anwendbare Theorieverständnis der in der Praxis ankommenden Studienabgänger/innen, an. Es sind immer

noch zu wenige, die ihr Lernwissen wirklich mit ihrem Tun vor Ort reflektiert verzahnen können. Denn sie sind darauf angewiesen, dass Praxisanleiter/innen über aktuelle Theorieentwicklungen informiert sind, der neueste Stand moderner Pädagogik auch Thema in der Praxisstelle ist.

Im Sinne einer Outcome-Orientierung liegen zwar oft die Abschlüsse vor, nicht aber das zu erwartende Ausbildungsniveau – also auf beiden Seiten.

Man sieht sozusagen Theoretiker, die man gedanklich – auch mit viel Fantasie – nicht in den praktischen Arbeitsprozess hineindenken kann. Aber man begegnet im Gegenzug auch Praktikern, mit denen es mehr als schwer fällt, eine Handlungssituation in einem fundierten fachtheoretischen Dialog zu reflektieren. Professionelle Sozialarbeit, die sich fachlich nicht formuliert, vollzieht sich eigentlich nicht wirklich.

Diplomanden sehen sich im Wettbewerb mit Bachelor und Masters. Obwohl viele Jahre im beruflichen Alltag, empfinden Befragte mitunter einen „Bedeutungsverlust“ ihrer praktischen Berufserfahrung. Neue leistungsorientierte Bewertungsschemata haben daran nichts geändert – im Gegenteil. Aber

Professionalität fordert immer Standards, an denen man sich messen lassen muss. In Theorie und Praxis. Wobei Qualitätsrahmen die Qualität nicht verbessern werden.

Nützliche Idioten oder kleine Revolutionäre?

So stellen sich wieder die zwei Ausgangsfragen: ist das Studium praxistauglich? Und daraus zwingend auch: kann die Praxis die Absolventinnen und Absolventen mit ihrer Fachlichkeit im Rahmen des eigenen Auftrags effizient – also auch theoriebezogen – einsetzen? Gibt es Know-how auf beiden Seiten? Dazu benötigt die Lehre einen Prüfmaßstab der Praxistauglichkeit, der aus der Praxis an die Schulen kommt. Und ein Theorieverständnis in der Praxis, das im Schulterschluss mit den Ausbildungsstätten steht.

Faktisch hieße das, dass es mehr Kontakte von Praktikern mit den Hochschulen geben muss, als nur einen Praxisanleiter/innentag. Und es reicht nicht aus, in seiner Lehre über eine Klientel zu befinden, mit der man selbst aber seit Jahren oder Jahrzehnten nicht mehr in fachlicher Verantwortung konfrontiert war.

Was meinte doch Prof. Buttner am Ende seines Vortrags an der Stiftungsfachhochschule so treffend: man müsse sich entscheiden, was man wolle. „Nützliche Idioten, die nur adaptieren, oder kleine Revolutionäre.“ Wissenschaftler oder Praktiker. Oder gibt es eine Mischung?

Und wer bildet sie aus – und nach welchen Maßgaben?

Gerade in der pädagogischen Ausbildung der Kinder- und Jugendarbeit gilt es hier aber auch, ein Plädoyer gegen Schmalspurausbildungen mit inhaltlicher Überforderung ohne Effizienz bezüglich der Bildungsvermittlung zu halten. Ein kritischer Blick gehört auf die Verprofessionalisierung von Ehrenämtern, die Besetzung von Fachfeldern mit Allgemeinwissenden, die ihre Fähigkeiten zwar aus einem lebenspraktischen Erfahren haben, jedoch nie gezwungen waren, dieses in einen reflektierten Fachbezug zu stellen.

Es mag banal klingen, aber manche Studierende haben zur Kinder- und Jugendarbeit keinen Bezug, weil „wir im Rahmen unseres Studiums im Kern zu wenig darüber erfahren.“

Heiko Neumann, *Intermezzo*, KJR

Was ist eigentlich an Erziehern und Sozialpädagogen so verschieden?

Zwei hoch spezialisierte Handwerker

Im Intermezzo haben Erzieher/innen und Sozialpädagog/inn/en über die Jahre – sowohl in der Ausbildung als auch in der Festanstellung – sozusagen auf der gleichen Arbeitsbühne gestanden. Beide Berufszweige brachten hier ihre ganz spezifische Fachlichkeit mit, die sich in der Regel mit der jeweils anderen ideal ergänzte.

Ein normaler Nachmittag: Die Erzieherin begrüßt eine Clique Teenies. Die Besucherinnen und Besucher sind neu und wollen die Einrichtung kennenlernen. Die Erzieherin geht über ein kurzes Gespräch in die Gruppenaktion, blättert mehrere methodische Möglichkeiten auf, bietet eine Auswahl davon zur Gruppenfindung, inszeniert eine Palette von spontanen Spielmöglichkeiten. Diese beziehen auch den gestalterischen Bereich mit ein, die Gruppe wird gemäß ihrer Dynamik gelenkt. Es gibt ein ausgewogenes Maß an motorischem Einsatz und konzentrierter Aktion. Konflikte werden gezielt aufgegriffen und im Aktionsverlauf zielgerichtet behandelt.

Im Gespräch mit der Kollegin stellt sich in der Reflexion ein fachlich begründetes Beobachten in den Vordergrund, das detailgenau die Charaktere der Gruppe beschreibt. Dem Wunsch einer aussagekräftigen Kurzdokumentation wird entsprochen. Es werden sowohl Verweise auf die gezielte Steuerung von Lernprozessen während der Spieleinheit als auch ein Ausblick auf die Gruppenphasen möglicher weiterer Einheiten benannt.

Erzieher/innen sind ausgebildet für das Erziehen. Und natürlich gibt es in jedem Beruf solche, die ihrer Ausbildung im Arbeitsalltag entsprechen, und solche, die mit der Umsetzung einer reflektierten Theorie in eine ebensolche Praxis eher Schwierigkeiten haben.

Natürlich gibt es auch Sozialpädagog/inn/en, die in einen gruppenspezifischen Prozess spontan einsteigen und hier einen effizienten Spiel- und Lernprozess anleiten und begleiten. Bei Erzieher/inne/n ist dies jedoch ein Kernbereich ihrer Ausbildung. Planung und Verlauf solcher Szenarien wurden in der Ausbildung mehrfach durchgespielt, reflektiert und dokumentiert. Der Bayerische Bildungs- und Erziehungsplan fand in vielen Auseinandersetzungen Verwendung. Die klassischen Persönlichkeiten der Erziehungslehre – Freinet, Steiner, Fröbel, Montessori, Neill, um nur einige zu nennen – lassen sich in der Regel mit Erzieherinnen und Erziehern fundierter diskutieren. Erziehung ist ihr Kerngeschäft.

Ein normaler Nachmittag: Der Bezirksausschuss bietet eine neue Kooperationsidee an. Dazu gilt es heute die Fakten abzugleichen, eine Teilkonzeption zu erstellen und ein Treffen zur Präsentation und Abwägung der Durchführung zu terminieren. Die Sozialpädagogin liest und bewertet das Projekt, formuliert eine Stellungnahme und bespricht telefonisch mit der verantwortlichen Stadtteilpolitikerin ungeklärte Fragen. In der Folge werden ein Teilkonzept und die Logis-

tik eines Vernetzungstreffens erstellt. Zwei Anträge zur Finanzierung werden formuliert. Die Präsentation für mögliche Geldgeber und Kooperationspartner/innen wird entworfen. Mögliche Zielgruppen werden erwogen und festgelegt.

Natürlich können auch Erzieher/innen eine solche Gesamtsituation erkennen, beschreiben und für das Netzwerk planen sowie logistisch umsetzen, sind vielleicht jahrelang in Leitungsverantwortung. Doch ich erlebe meine Sozialpädagoginnen und -pädagogen in dieser mitunter sehr öffentlichen Korrespondenz und Darstellung routinierter. Weil die Einpassung sozialpädagogischer Fachlichkeit in ein breit vernetztes Projekt, die Konzeptentwicklung und Präsentation sowie der effiziente Einsatz von Fachkräften und ihre Fachbereichsdelegation dem Verständnis ihres Studiums der Sozialarbeit wesentlich entspricht. Natürlich trifft das auch hier nicht auf alle zu.

In einem Fall geht es um die Anwendung von Fachwissen sozialpädagogischen Handelns auf der Landkarte Sozialer Arbeit. Im anderen um zielgerichtete Erziehung, gerade im gruppenspezifischen Prozess – einem hochkomplexen Fachbereich Sozialer Arbeit.

Auf beide Seiten handelt es sich um hoch spezialisierte Handwerker/innen. Daher ist mancher Standesdünkel nicht wirklich erklärbar – die Bereiche ergänzen sich ideal.

Heiko Neumann, *Intermezzo*, KJR

Interview

Keine Ausbildung ohne integrativen Ansatz

Der Diplom-Pädagoge Michael Ledig ist Schulleiter der sozialpädagogischen Fachschulen der Landeshauptstadt München, Norbert Schindler ist Diplom-Sozialpädagoge (FH) und als Fachlehrer an der Hochschule München Beauftragter für das praktische Studensemester, Koordinator Projektpraxis und Studiengangleiter Bachelor Soziale Arbeit. Marko Junghänel hat mit den beiden über die aktuellen Anforderungen in der Ausbildung von Sozialpädagog/innen/n und Erzieher/innen/n gesprochen.



Wie haben sich die Anforderungen an Ihre Studierenden in den letzten Jahren verändert?

Ledig: Die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern folgt seit jeher der Trias Betreuen – Erziehen – Bilden. Im Vergleich zu früher widmet man sich heute verstärkt dem eigentlichen Bildungsauftrag der sozialpädagogischen Einrichtungen und dem damit verbundenen Bildungsverständnis: Wir Fachakademien verstehen Bildung handlungs- bzw. lernfeldorientiert, weil die Praxis damit in den Mittelpunkt der Ausbildung rückt. Die Theorie arbeitet der Praxis zu, Fachinhalte werden auf ihre Brauchbarkeit vor dem Hintergrund des konkreten Feldes diskutiert. Die Studierenden sollen den Transfer zur Praxis selbst herstellen; die Lehrenden sind gleichzeitig verpflichtet, Inhalte so zu vermitteln, dass diese zur Bewältigung konkreter Handlungssituationen geeignet sind.

Schindler: Die Hochschule lehrt nach einem sehr offenen Curriculum. Die Zusammenstellung der Lehrinhalte und Methoden orientiert sich dabei daran, was unsere Absolventen später in der Praxis brauchen.

Geändert hat sich z. B., dass die Säulen Jugendhilfe und Schule immer mehr zusammenwachsen. Das erfordert von den Studierenden ein konsequent vernetztes Denken. Ich gebe dem Kollegen Ledig recht: Der Bildungsaspekt in der außerschulischen Arbeit rückt in den Fokus. Aus ganzheitlichem sozialen Lernen erwächst die Fähigkeit, später in der Praxis lebensweltbezogen zu agieren.

Studierende sind zudem jünger geworden. Das bedeutet zwangsläufig höhere Anforderungen. Durch die verkürzte Studienzeit im Bachelor gehen die Studierenden zusätzlich noch früher ins Arbeitsfeld.

Werden an Ihren Einrichtungen Studierende speziell für die offene Kinder- und Jugendarbeit ausgebildet?

Schindler: Es ist wenig sinnvoll, von Beginn an die später angestrebten Tätigkeitsfelder in der Kinder- und Jugendarbeit zu trennen. So wird zunächst alles offengehalten, die künftigen Sozialpädagogen und -pädagoginnen spezialisieren sich erst im Laufe des Studiums.

Ledig: Die Erzieher/innen-Ausbildung an der Fachakademie gliedert sich in zwei Phasen: das zweijährige Sozialpädagogische Seminar, danach die eigentliche Erzieher/innen-Ausbildung, die – einschließlich des Berufsanererkennungsjahres – drei Jahre dauert.

Der von uns favorisierten Breitbandausbildung ist es geschuldet, dass zunächst die Grundlagen in allen Bereichen der Jugendhilfe abgedeckt werden. Im zweiten Ausbildungsjahr gibt es Schwerpunktangebote – z. B. im Feld der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Dafür holen wir uns Praktiker ins Haus. Die Studierenden gehen dann schon mit Vorerfahrungen ins Feld und können diese Erfahrungen reflektieren.

Welche Vorkenntnisse und Erfahrungen bringen die Studierenden mit?

Schindler: Unsere Studierenden kommen nach wie vor aus den klassischen Bereichen des Ehrenamts in der Jugendarbeit. Das Studium an der Hochschule ist für sie die logische Weiterführung ihres Engagements. So gesehen bildet Jugendarbeit ihren Nachwuchs selbst aus.

Ledig: Es gibt auch Quereinsteiger. In meinen Seminaren finden sich z. B. Juristen, Banker, Grafiker oder Handwerker. An unserer Fachakademie beobachte ich auch den Trend, den der Kollege beschrieben hat: Diejenigen, die in den Bereich Jugendarbeit wollen, sind darin in der Regel vorsozialisiert und machen die Erzieher/innen-Ausbildung ganz gezielt.

Diese Vorerfahrungen sind eine gute Transfer-Hilfe zwischen Theorie und Praxis...

Schindler: Unser Curriculum ist konsequent reflexiv aufgebaut. Jede Erfahrung kann im Studium eingebracht werden. Dort hat dann jeder Student und jede Studentin die Möglichkeit, seinen bzw. ihren individuellen Erfahrungsstrang weiterzuentwickeln. Während des Studiums können sie dann wiederum Praktika in den Einrichtungen machen,

die sie schon als Erfahrungsorte kennengelernt haben oder in neuen Feldern. In dieser Reflexivität erfüllt sich unser Anspruch von Professionalität. Dieser Transfer wird zudem von ca. 100 Lehrbeauftragten, die aus der Praxis kommen, unterstützt.

Ledig: 40 von 120 Lehrenden kommen bei uns von außen, sind Praktiker und bedienen 85 Wahlpflichtfach-Angebote, in denen sich Studierende selbst ein Schwerpunktthema aussuchen können. Wir verfolgen damit die reflexive Biografie-Arbeit. Das Nachzeichnen eigener Erfahrungen, die man in der Jugendarbeit gesammelt hat, ist uns wichtig. Andererseits wollen wir die Studierenden befähigen, ihre Erfahrungen von einer Meta-Ebene aus betrachten zu können. Dafür werden dann beispielsweise Umfeld- bzw. Institutionsanalysen angefertigt.

Viele Gemeinsamkeiten also – wo liegen dennoch Unterschiede?

Schindler: Fachakademien und Hochschule haben verschiedene Aufgaben. Dabei bin ich durchaus ein Verfechter der Forderung, dass Akademien zu Hochschulniveau aufsteigen, wie das z. B. im Bereich der Pflege passiert. Die Hochschule hat sicher mehr den Auftrag, den Bereich durch Forschung zu entwickeln. Die Fachakademien fokussieren ihr Wirken eher auf konkrete Handlungsebenen. Aber auch hier gibt es Überschneidungen.

Ledig: Durch unsere Breitbandausbildung sind Fachakademien thematisch weiter aufgefächert. FHs führen früher zu einer Spezialisierung. Letztlich eint uns beide, dass wir junge Menschen befähigen, in ihrem späteren Berufsfeld Heranwachsende zu unterstützen und zu begleiten.

Welche Fähigkeiten und Kompetenzen hat Ihr „idealer Absolvent“?

Schindler: Wir bilden Studierende aus, die in der Lage sind, sich durch Theorie und Praxis ihr Arbeitsfeld zu erschließen und weiterzuentwickeln. Sie müssen fähig sein, auf Veränderungen im Feld angemessen zu reagieren – all das, wozu jede klassische akademische Ausbildung führen soll.

Ledig: Da treffen sich unsere Vorstellungen. Absolventen sollen generalisieren und kategorisieren können. Erzieher/innen müssen in der Lage sein, neben sich zu treten, um zu beurteilen, was gerade passiert. Das führt hoffentlich dazu, dass sie in ihrer Persönlichkeit gefestigt werden und sie ein individuelles Profil in ihrer erzieherischen Tätigkeit ausbilden können. Unser Dreiklang lautet: Persönlichkeitsbildung, Vermittlung von Fachwissen und Handlungskompetenz. Hinzugekommen ist in den letzten Jahren die Fähigkeit, Kooperationen und Netzwerke zu installieren und für die eigene Profession zu nutzen.

Es gibt also nicht den besseren oder den weniger guten Ausbildungsweg!?

Ledig: Ich finde es angenehm, dass verschiedene Ausbildungsstränge zu einem ähnlichen Ziel führen und dabei nicht konkurrieren: Jeder hat seine Berechtigung und Notwendigkeit. Unsere Angebote sind beispielsweise für Realschüler/innen interessant.

Eine weitere Akademisierung würde diejenigen Realschüler/innen abschrecken, die erst einmal genug von Schule haben und sonst die FOS als Voraussetzung für ein Studium besuchen müssten. Mit dem Besuch des Sozialpädagogischen Seminars erwirbt man zudem einen staatlich anerkannten Abschluss als Kinderpfleger/in.

Derzeit wird in München an einem neuen Rahmenkonzept für die offene Kinder- und Jugendarbeit gefeilt. Wie schätzen Sie solche Konzeptionierungsphasen ein?

Schindler: Wenn die Praktiker sich mit Rahmenkonzepten beschäftigen, ist das genau das, was wir wollen. Studierende und Absolventen sollen aufgrund ihrer praktischen Erfahrungen reflektieren und letztlich formulieren, was für die Zukunftsfähigkeit des Arbeitsfeldes notwendig ist.

Ledig: Man kann natürlich fünf Experten beauftragen, ein Rahmenkonzept hinter verschlossenen Türen zu entwickeln. Zielführender ist, wenn frühzeitig Menschen der ausbildenden Hochschulen und Fachakademien einbezogen werden. Praktiker sind ganz wichtig – und nicht erst in einer Phase sogenannter Anhörungen, wo im Prinzip ja schon alles entschieden ist. Die Expertinnen und Experten des Kreisjugendrings gehören da unbedingt dazu.

Was die offene Kinder- und Jugendarbeit betrifft, so ergeben sich durch die Ganztagschule, in deren Folge sich die Hausaufgabenbetreuung zu einem festen Angebot entwickelt, ganz neue Anforderungen an Ausbildung und pädagogische Praxis. Auf die müssen wir angemessen reagieren. Konzeptionierungsphasen sind also permanent notwendig und in der erforderlichen Breite zu initiieren.



Michael Ledig (links) und Norbert Schindler